

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 45

Artikel: Frau Holle in Bern
Autor: H.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649481>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Frau Holle in Bern

In Bern? Frau Holle in Bern? Nein, natürlich nicht die richtige Frau Holle; Gott weiß, wo die eigentlich wohnt. Man höre nur: Da fällt jemand in einen Brunnen tief, tief hinab und liegt dort plötzlich in der Frau Holle ihrem Garten. Und wenn nun dort unten jemand dieser Frau Holle ihr Deckbett ausschüttelt, dann schneit es bei uns von hoch oben herab auf die Erde. Ist das nicht kurios? Weiß vielleicht jemand von euch, wie und mit was für Dingen das zugeht? Ich für meine Person erinnere mich jedenfalls, daß mir dieser Rasus als Kind schweres Kopfzerbrechen verursacht hat.

Aber vielleicht bin ich ein Banause und verstehe das nicht besser. Hat nicht einmal einer gesagt, daß es eigentlich sehr unnatürlich sei, wenn im vierten Akt der Oper *Uda* der *Kadames* und die *Uda* in ihrem Verließ selbster Duette singen? Wenn es mit rechten Dingen zugehe, so wären die beiden doch längst, vom Grubengas betäubt, ums Leben gekommen. . . Ja, und vielleicht gehöre ich also mit meinem Unverstand zu diesem Manne, der das gesagt hat.

Und das, trotzdem ich's eigentlich doch besser wissen könnte. Denn schließlich gibt es eine erkleckliche Anzahl Dichtungen, wo es ähnlich zugeht, und eine davon, „*Hanneles Himmelfahrt*“ von Gerhart Hauptmann, liebe ich sogar ganz besonders. Aber die Sache ist wohl diese, daß ich während der Aufführung jeweils zu wenig auf das Stück acht habe. Ich bin so absonderlich veranlagt, daß mich das Publikum und die Wirkung des Stückes auf dieses Publikum mehr interessiert als das Stück selber. So kommt es immer wieder einmal vor, daß ich nach Schluß einer Aufführung meine Bekannten fragen muß: Ja, und wie ist das nun eigentlich gewesen?

Und mit dieser komischen Veranlagung bin ich nun auch bei der „*Frau Holle*“ zu Gast gewesen. Da das Theater ausverkauft war, hatte man mich in die Direktionsloge platziert. Wenn ich aber geglaubt hatte, mich dort wie ein Pascha breit machen zu können, so sah ich mich bald einmal getäuscht, als eine Mutter mit zwei Kinderchen in eben dieser Loge auftauchte. „Ist dies die Direktionsloge?“ fragte sie mich. „Ist das auch wirklich die Direktionsloge?“ Als ich ihr das endlich glaubhaft gemacht hatte, was nicht ohne Schwierigkeit war, setzte sie sich, das eine der Kinder auf dem Schoße, mit einem „*Gottseidank!*“ in ihrem Sessel, als ob sie damit aus einer ungeheuren Gefahr gerettet wäre. Ich aber machte gute Miene zum bösen Spiel und setzte mir das andere der Kinder auf mein Knie.

Inzwischen hatte sich das Theater gefüllt; Kinder, nichts als Kinder waren gekommen, nur vereinzelt sah man dazwischen einige Mütter. Und auch einige Väter, gewiß, die waren nicht zu übersehen, da sie, einer wie der andere, das merkwürdigste Gebaren von der Welt zur Schau stellten. Diese Väter glaubten es nämlich allesamt ihrer Manneswürde schuldig zu sein, durch demonstrative Blasiertheit und gelangweilte Gesichter zu betonen, daß sie wirklich nur ihrer Kinder wegen hierher geraten seien. Ich habe es mir dann angelegen sein lassen, einige dieser ehrenwerten Helden auch während der Vorstellung zu betrachten. Und da war es merkwürdig zu sehen, wie ihre Augen zu leuchten begannen, wie sich ihre Mienen erheiterten, wie die Gesichter auftauten, um sofort wieder zu gemeiner Langeweile zu erfrieren, wenn der Vorhang gefallen war und die Lichter aufflammten. War das vielleicht, weil in den Pausen die Türen offenstanden und kalte Luft hereinkam?

Das Hochgehen des eisernen Vorhanges wurde mit vielen Ah's und Oh's begleitet; als dann aber auch noch der andere Vorhang sich aufst und die Szene sichtbar wurde, haben viele Kinder vor lauter Ergriffenheit, daß es nun wirklich losgehen sollte, in die Hände geklatscht. In meiner Nähe habe ich dann auch einige Kinder beobachtet, die wahrscheinlich früher schon im Theater gewesen waren, oder doch davon gehört hatten. Sie hielten ihre Fäuste vor die Augen, als ob das ihre Operngucker

wären, und rührend war es anzuhören, wie sie dann untereinander ihre Beobachtungen austauschten, die sie durch die vielfache Vergrößerung ihrer angeblichen Gläser gemacht haben wollten.

Als dann auf der Bühne Trudi, das fleißige Mädchen, gezwungenermaßen in den Dorfbrunnen hinabstieg, fing im Parkett ein kleiner Junge laut zu heulen an. Und als die Mutter auf der Bühne in ihr Haus zurückgekehrt war und nur noch Rosa, die faule Tochter, ihre Schwester tatsächlich in den Brunnen durch ein Seil vor einem Sturz ins Bodenlose bewahrte, sagte der Kleine, den ich auf meinem Knie hielt, zu seiner Mutter: „*Que nume, Muetterli, jeh laht sie's de la gheiel!*“

Leider hatte sein „*Muetterli!*“ keine Zeit für die Vorgänge auf der Bühne. Sie hatte, über die Logenschranke weg, mit ihrer Nachbarin zur Linken ein hauswirtschaftliches Gespräch angeknüpft, das ihr ganzes Interesse in Anspruch nahm. Und als dann auf der Bühne die Rosa ihre Schwester tatsächlich in den Brunnen hinabfallen ließ und im Theater für einen Augenblick atemlose Stille herrschte, hörte ich das wackere Muetterli neben mir gut vernehmlich antworten: „*Mutschgetnuß? Was Dir nid säget! Wirklich mit Mutschgetnuß?*“

Lustig waren auch die Pausen. In der zweiten oder dritten sagte zwar der Kleine auf meinem Knie: „*Gäll, das isch längwilig, gäng die Poufel!*“ Andere Kinder, insonderheit die größeren, waren aber in der Mehrzahl gegenteiliger Meinung. Da schwirrten Namen durch den Raum, ein Kind im ersten Rang versuchte die Aufmerksamkeit seiner Freundin im dritten Rang durch sonderbare Kapriolen auf sich zu lenken und im Parkett unten kamen in den Pausen regelmäßig ein paar Knaben im Gang zusammen, um, wie die Großen, mit den Händen in den Taschen und mit vorgestrecktem Bauch das Stück durchzubeckeln. Wieder andere packten ihre Zvieris aus; einen Knaben habe ich dabei gesehen, der hatte ein saftiges Beefsteak zwischen zwei Brotschnitten mitgebracht. In der Pause habe ich dann im Vestibül auch noch welche gesehen, die ohne allen Zweifel weichgefottene Eier zu sich genommen hatten. So reich und besorgt können Mütter sein, daß sie ihre Kinder für das Theater ausstatten, als ob es zum Nordpol ginge.

In einer dieser Pausen machte mich mein Kleiner übrigens auch auf die Proszeniumslogen aufmerksam. „*Que dert!*“, sagte er, mit dem kleinen Patschhändchen deutend, „was si das für luschtigi Rabineli!“ Dann kletterte sein Blick hinauf bis zur höchsten der Proszeniumslogen, wo eine Frau sich allein über die Brüstung lehnte. „*U das, isch das jeh d'Frou vom Liebgott?*“ fragte er darauf. Ich drückte ihn, beinahe gerührt, fester an mich, während ich noch einmal hinauffah und in der Frau des lieben Gottes eine Freundin meiner Mutter erkannte, eine kinderlose Frau, die sicher weniger des Märchens wegen gekommen war, als um die vielen, vielen Kinder beisammen zu sehen. In der großen Pause aber habe ich dann dem Kleinen am Büfett ein Glas Tee und ein Sandwich gekauft. Dadurch hatte ich dann, bei seiner rührenden Kinderunschuld, sein Herz so sehr gewonnen, daß ich mich einmal, wie Trudi im zweiten Bild auf der Bühne, heimlich in die Nase kniff, um zu sehen, ob ich eigentlich wache oder träume.

Wie sehr die Kinder aber auf das Stück eingingen, das habe ich an den verschiedensten Beispielen feststellen können. In der großen Pause habe ich Knaben gesehen, die, wie Rosa auf der Bühne, zornig und schmerzverzerrt „*Muetterli!*“ riefen und dabei auf den Boden stampften. Und als zwischen dem vierten und dem fünften Bild die Pause länger wie gewöhnlich war, habe ich ein Mädchen ausrufen hören: „*Das geit jeh no lang, bis die sich zwäg hüschelot bet!*“ Das fünfte Bild sollte dann nämlich den Garten der Frau Holle zeigen, und in diesem Rosa, die faule und eitle Tochter, gegen die das Mädchen offen-

bar mit jenem Ausruf seiner Abneigung Lust machte. In der Pause vom fünften auf das sechste Bild hatten sich aber ein paar Knaben zusammengetan, die, wie die Äpfel im Garten der Frau Holle, im Chore sprachen: „Schüttle mi, i bi scho lengschstens ruf! Schüttle mi, i bi schon lengschstens ruf!“ Heimlich habe ich dabei zu jener kinderlosen Frau in der Proszeniumsloge hinauf geblickt.

Charakteristisch war auch der große Beifall nach dem sechsten Bild, als Rosa, mit Pech besudelt, den Lohn für ihre Faulheit und Bosheit erhalten hatte. Etwas vom schönsten war aber die Zwiesprache zwischen Bühne und Publikum, als Trudi im dritten Bild sich fragte, ob es nicht einmal heimlich einen Blick in sein Geburtstagspäcklein werfen sollte und die Kinder immer wieder einhellig und stets dringender davon abrieten. Und dann auch am Schluß des Stückes, als sich Frau Holle

verabschiedete und die Kinder ohne Ausnahme mitmachten und riefen: „Adieu Frou Holle! Adieu Frou Holle!“

Ja, und damit müssen auch wir uns verabschieden. Nur eine Frage noch, eine Frage an die Frau Holle. Wer wird diesen Winter bei euch Dienst tun, Frau Holle? Ein faules Mädchen, damit es wenig schneit? Das dürfte wahrscheinlich unsern Soldaten passen. Oder ein fleißiges Mädchen, damit die Winterspörter auf ihre Rechnung kommen?

Aber wir merken es schon, Frau Holle ist nicht geneigt, uns dieses Geheimnis schon jetzt zu verraten. Wenn wir also nicht in einen Brunnen steigen wollen, in den renovierten Schützenbrunnen beispielsweise, um selber nach dem Rechten zu sehen bei Frau Holle, so müssen wir uns bis zu einer Antwort auf unsere Frage noch etwas gedulden. Bis dahin aber: Adieu Frou Holle! Uf Widerluege! S. W.

Fahrt durchs Schweizerland

Es ist in den ersten Tagen der Mobilmachung, als ich hochbepackt mit den üblichen Geräten des aufgebotenen Soldaten in einem der spärlichen Schnellzüge von Bern dem Oberland zu fahre. Ueber der Landschaft liegt der Sonnenschein der ersten Herbsttage, und wenn im Gepäcknetz nicht Tornister und Stahlhelm lägen und ringsum feldgraue Gestalten säßen, würde niemand vermuten, daß Krieg sei. Da und dort erblickt man bewachte Gebäude, Bahnbeamte tragen das Gewehr und auf den Feldern arbeiten bemerkenswert viele Frauen und Kinder.

Mir gegenüber sitzt eine jüngere Frau mit bekümmertem Gesicht und es dauert denn auch nicht lange bis sie zu sprechen beginnt. Man merkt, daß etwas sie bedrückt. Und dann erzählt sie plötzlich hastig, sie hätten zu Hause, irgendwo in der Ostschweiz ein Geschäft, in dem nicht nur ihr Mann, sondern auch ihre zwei Brüder Verdienst fänden. „Heute stehen alle drei im Dienst; ich fahre zu den Eltern ins Oberland; denn was soll ich allein zu Hause?“ Sie hätten vor drei Jahren begonnen und die Zimmerei sei recht gut gegangen. Jetzt sei alles zu Ende und die Existenz der Familie stehe auf dem Spiel. „Aber nicht wahr, unserem Land geschieht nichts — und das ist ja schließlich die Hauptsache!“ — Die Augen sind erwartungsvoll und fast ängstlich auf mich gerichtet, als wenn ein simpler Unteroffizier der schweizerischen Armee zum Schicksal der Heimat das entscheidende Wort zu sprechen hätte. Oder ist es einfach das Vertrauen zum Soldaten, welches die Frau so fragen läßt? Ich suche nach einer beruhigenden Antwort und freue mich im Stillen ob dem schlanken Opferfinn, der aus dem einfachen Menschen spricht, den der Krieg aus der gewohnten sichern Bahn des Alltags geworfen hat. —

* * *

Die Gebirgsbrigade ist auf Pilette entlassen worden. Schon auf der Hinfahrt nach B. fuhren mit Soldaten vollgepfropfte Züge an uns vorbei. Lautes Singen, manchmal recht wohlklingend, manchmal aber auch weniger schön, schallt aus den offenen Fenstern. Hände winken und frohe Gesichter künden Freude; denn es geht ja heim — heim in Haus und Hof, heim zu lieben Angehörigen, die den Sohn oder den Vater erwarten. B. gleicht einem Heerlager und auch hier herrscht lauter Fröhlichkeit. —

Als ich einige Stunden später wieder im Zuge sitze, der mich nach Norden führen soll, ist der Wagen mit Nachzügler der Entlassenen gefüllt. Auf dem Bahnsteig hat die Musikkapelle eines Infanteriebataillons Aufstellung genommen. Nach einigen Armeemärschen stimmt sie ein Lied an, „Wallis, du mein Heimatland“, eine getragene Melodie, die wohl beim strengen Musikkritiker kaum Gnade finden würde, die aber in dieser Um-

gebung und im Bewußtsein des Zeitgeschehens merkwürdig ernst stimmt. Der Zug setzt sich langsam in Bewegung und zum Abschied klingt der scharfe Rhythmus des Bernermarsches. Wieder recken sich Hände und die ihren Grenzabschnitt verlassenden Berner rufen den Zurückbleibenden einen letzten Gruß zu. Rasch enteilt der Zug der Grenzstadt, die bereits in nächtlichem Dunkel liegt und deren Lichter kleiner und kleiner werden. Unten im Tal flammen neue Lichter auf. Eine Industrieanlage leuchtet in blendender Helle, umfäht von unzähligen glänzenden Punkten. Rings recken sich Berge in die dunkle Nacht, gleich Hütern unserer Grenzen. Wir wissen: dort in den tief eingeschnittenen Tälern stehen an einsamen Orten noch einzelne militärische Posten in Erfüllung treuer Pflicht.

Ins Rattern des Bahnwagens mischt sich lautes Stimmengewir und hie und da dröhnendes Lachen. — Gewiß, sie sind alle froh, Junge und Soldaten des Territorialalters, heimkehren zu dürfen. Sie wissen zwar, daß sie vielleicht schon in wenig Wochen wieder einzurücken haben und doch hört man kein böses Wort über den Militärdienst. Das ist so ganz anders als vor zwanzig und einigen Jahren! Fast ist es einem, als ob diesmal jeder besser begriffen habe, daß es diesmal viel, viel ernster ist, und daß viel mehr auf dem Spiele steht, als in jener Zeit, an die wir uns nur noch zu deutlich erinnern.

* * *

Wieder sitze ich im Schnellzug. Im Abteil bin ich allein mit einer älteren Dame, die in einer Unmenge Zeitungen herumstöbert. Draußen herrscht richtiges Hundewetter, und ab und zu peitscht der Regen an die Fenster. Wieder komme ich ins Gespräch; aber noch weiß ich nicht, ob ich es mit einer Ausländerin oder mit einer Schweizerin zu tun habe. Sie will wissen, wo ich im Dienste stehe, was das für eine merkwürdige Nummer sei, die ich auf den Ärmeln trage. Als ich ausweichend antworte sagt sie plötzlich: „Yes knof! aber ich bin Baslerin!“ und als ich sie erstaunt und wohl deutlich ungläubig ansehe — denn Basler kennt man ja leicht am Dialekt — erzählt sie frisch drauflos in einem Deutsch, das nur hie und da die eben gemachte Aussage bestätigt:

„Ich komme aus den Staaten, wo ich seit über zwanzig Jahren lebe. Seit dem 1. September habe ich von meinem Sohn, der in Basel ein Geschäft betreibt und als Soldat einrückte, keine Nachrichten mehr erhalten, und da bin ich kurzerhand nach Europa gereist. Zudem gehöre ich heute in die Schweiz! Vielleicht kann man mich irgendwo brauchen!“

Dann erzählt sie von der Ueberfahrt auf einem italienischen Schiff, von Erlebnissen auf dem Meer, wo zweimal englische Kriegsschiffe den Dampfer durchsucht hätten. In den Staaten